

Monatlicher Bezugspreis:
Durch unsere Erleger 50 Pfg.
unter Kreuzband 50 Pfennig.
Vierteljährlicher Bezugspreis:
Durch die Post 90 Pfennig.

Erscheint
Mittwochs und Samstags.

Druck und Verlag von
Josef Krotz, Bonn.
Breitestraße 13.

Gericht 515.



Volksmund

Unser Wahlpruch:
Gleiches Recht für Alle!

Einzelnenpreis: 20 Pf.
halbjährliche Kolonialzeitung oder deren
Raum 10 Pfennig; für aus-
wärtige Anstaltgeber 20 Pf.

Reklamen 50 Pfg. in Zeile.

Verantwortlicher Schriftführer:

G. Schmidt, Bonn.

Privatwohnung:

Deichstraße 7.

Gericht 515.

Nr. 17.

Samstag, den 26. Februar 1916

11. Jahrgang

Steuerfragen.

Bei den Steuerfragen, deren Lösung demnach mit einer vorläufigen Abschlagsleistung im Betrage von rund 500 Millionen Mark jährlich beginnen soll, wird es zur Pflicht werden, auch das Gebiet der Monopole mit Entschlossenheit zu betreten, dem Reiche aber auch mindestens aus einer Reform der Erbschaftsteuer (wenn die direkten Steuern durchaus den Einkünften überlassen bleiben sollen) erhebliche Mehrerträge zuzuführen. Darüber besteht wohl Sicherheit, daß noch sehr ergiebige Einnahmequellen nutzbar gemacht werden können. Unsere Sache kann es nicht sein, dem Schatzkammerpräsidenten Ratsschlüsse zu geben, wie sich die Dinge entwickeln werden, und wie seine Aufgabe nicht zurückzuführen wird, und wie zweifellos nicht, daß ihm wie so manchem anderen Betrachter der Notwendigkeit, die wir erfüllen müssen, nicht an letzter Stelle der Gedanke vor-schweben wird, es müßten große Summen ohne unentgeltliche Belastung der Bevölkerung durch die Übertragung des Systems der gemischten Betriebe auf das steuerliche Gebiet zu erzielen sein. Vielleicht sind es gar nicht einmal die Monopole, auf die sich das Augenmerk richten müssen, sondern eben gemischte Betriebe, bei denen die privatwirtschaftlichen Grundlagen größtenteils erhalten bleiben könnten, aber so, daß das Reich gleichsam als Geschäftsteilhaber am Gewinn beteiligt wird. Etwas dieser Art lag ja auch dem Entwurf eines Reichsprivilegienmonopols zugrunde, das durch den Ausbruch des Krieges einstweilen zurückgeschoben wurde. Warum sollte sich nicht eine geschickte Betriebsform finden lassen, die beispielsweise den Kohlengrubenbesitzern beistehe, was ihnen zukommt, die Gesamtheit aber doch in den Mitteln des Gewinns teile? Die ungeheuren Abflüsse, die bei einer Einführung des Bergwerksmonopols notwendig wären, ließen sich so ersparen, ohne daß die begehrten Einnahmen für das Reich geringer zu werden bräuen, und der kapitalistische Betrieb könnte erhalten bleiben. Ein anderes Feld, auf dem ein gemischter Betrieb, an welchem vielleicht auch Staaten, Provinzen und Gemeinden zu beteiligen wären, stattfinden könnte, bietet sich im Bereiche der elektrischen Kraftübertragung dar. Wir stehen doch trotz der bedeutenden Entwicklung der Elektrizitätsindustrie gerade bei uns immer erst in den Anfängen der Ausnutzung dieser Kräfte, und ein laum zu übersehender Strom von Segen, von Kulturförderung, von noch ungeahnten Möglichkeiten für das allgemeine

Beste könnte sich gerade aus dieser Proving der volkswirtschaftlichen Tätigkeit über das ganze Land ergießen. Wirtschaftliche wie soziale Probleme, vor denen wir heute vielfach zu kämpfen haben, aber mit der bedrückenden Erkenntnis ihrer Schwierigkeit stehen, Probleme des leistungsfähigen Kleinbetriebs, der Wohnungsverbesserung, der zweckmäßigeren Ausnutzung zwischen Stadt und Land; im Zusammenhange damit also auch grundlegende Bevölkerungsprobleme, das also nicht gleichsam im Mutter Schoß der Elektrizität, und es müßte ans Licht zu bringen sein. Allein aus der Elektrizität könnte die Aufgabe nur großartig erfüllt werden, eine Milliardensumme jährlich für das Reich gewonnen werden. Die finanzielle Sicherung des Reiches ist eine Pflicht, vor der wir in keinem Punkte zu verzagen brauchen. Die größte Schwierigkeit liegt anderswo, nämlich in der Beschaffung der Mittel, deren die Gemeinden nach dem Kriege und infolge des Krieges bedürftig werden. Die Opferwilligkeit der Gemeinden hat bisher das Opfer der Steuererhöhung nicht überlebt, wenn es gebrauch wurde. Aber hierfür muß einmal die Bedingung geschaffen werden, und das wird vielfach darum nicht leicht sein, weil die Auswahl der Steuerformen, auf die zurückzugreifen wäre, naturgemäß beschränkt ist als die, über welche das Reich verfügen kann. Darüber nachzudenken, dürfte es auch bald an der Zeit sein. Die halbamtlichen Verläufer „Politischen Nachrichten“ teilen mit, daß die Bekanntgabe der neuen Steuer-gesetzgebungen in der „Nordd. Allg. Ztg.“ unmittelbar bevorsteht.

Die Zensur im preussischen Abgeordnetenhaus.

Auch das preussische Abgeordnetenhaus hat sich über die Zensur unterhalten, zwei Tage lang über die brennende Frage gesprochen und sich zwischen durch auch noch über Zeitungen, öffentliche Meinung, die zu erörternden Kriegsziele und ähnliche Dinge geäußert. Einig waren sich alle, daß die Zensur nicht nur für die Presse, sondern auch für die gesamte Öffentlichkeit vom Uebel ist. Der preussische Minister des Innern gestand: „Leben und Wert der Presse ist untrennbar mit der Möglichkeit der freien Meinungsäußerung verbunden; die Presse ist erst groß geworden durch die Befreiung der öffentlichen Meinung vom staatlicher Zensur, und es trifft sie an ihrem Lebensnerv, wenn der freien Meinungsäußerung Grenzen gezogen werden.“ Die Kölnische Zeitung hofft, die preussische Regierung werde sich dieser Worte erinnern, wenn

nach dem Kriege, der Fesseln der Zensur ledig, die Presse einmal ohne Anschläge, die dem Minister des Innern nicht angenehm zu hören sind. Aber auch darüber gibt es keine Meinungsverschiedenheit, daß die Zensur im Reiche ein notwendiges Uebel ist; die Sitzung des Abgeordnetenhauses hat sicherlich nicht das Gegenteil bewiesen. Die Kampf besteht daher darin, die fahlen Wirkungen der Zensur abzuwehren, ohne daß sie ihren Zweck verfehlt. Zu all dem, was darüber in diesen Tagen im preussischen Landtage gesagt worden ist, sei uns aus unserer praktischen Erfahrung heraus ein ergänzender Zusatz gestattet. Die Presse dient dem Gemeinwohl; die Zensur hat letzten Endes denselben Zweck und soll für die Presse lediglich das Hilfsmittel sein, sich der besondern Form, die der Krieg für ihre Aufhebungen erfordert, anzupassen. Da sollte es gar nicht so schwierig sein, daß Journalist und Zensur sich auf dem Wege zu dem gemeinsamen Ziele finden. Da der Zensur meist wenig von der Presse, der Journalist wenig von militärischen Dingen versteht, so sind die beiden aufeinander angewiesen, sollten von einander lernen und sich in ihrer schwierigen Aufgabe gegenseitig unterstützen und beistehen. Wenn beide verständliche Leute sind, geht das auch vortrefflich, und in dem Falle hat das Verfahren die besten Ergebnisse aufzuweisen. Ist aber der Journalist eigenständig und glaubt der Zensur, seine Aufgabe bestehe darin, der Presse, die er vielleicht schon im Frieden für ein Uebel gehalten hat, Dampfstrahlen anzuleiten, so entstehen Schwierigkeiten, Reibungen und Reibungen, die sich dann — einzelne Fälle zur Regel verallgemeinert — als die Zerstörung der öffentlichen Meinung gegen die Zensur darstellen. Das Geheimnis einer guten Zensur, die Presse im weitesten Maße für das Gemeinwohl nutzbar zu machen und Schädigungen von ihm fernzuhalten, besteht darin, mit ihr kluge und taktvolle Männer zu betrauen. Sie werden sich fast stets mit ihr auskommen, ohne den Journalisten tagtäglich ihre Machtbefugnisse vor die Nase zu halten. Diese bleiben ihnen ja doch als Reserve in den wenigen schwierigen Fällen, wo eine Verhinderung durch gegenseitiges Uebereinkommen nicht zu erzielen ist.

Vom Weltkrieg.

Zur Lage.

Die Erfolge, die unsere Heere an den Schlachtfeldern verfestigt haben, suchen sie sich in

ihren Parlamenten, wo die Stimmung auch schon merklich abflaut, wenn nicht gar gedreht wird.

Die Franzosen waren nahe daran, ihre Regierung zu stürzen. Die Ueberzeugung hat, all-gemein, daß die Regierung ihrer Aufgabe nicht gewachsen ist, sich aber auf allen Gebieten allerlei herausnimmt, was sie mit der immerfort gepriesenen und bis zur Bewusstlosigkeit geliebten Freiheit nicht vereinigen läßt. Der gütige Clemenceau, von jeder das Verdägnis Frankreichs, läßt sich die Fägel schlenken. „Wo hin soll uns eine Politik ohne Kompas führen, die unter den Gemäßigten selbst die Maßvollsten dazu nötigt, festzustellen, daß wir keine Regierung haben?“ fragt er in seinem „Reuten-mann“ vom 14. Februar.

Die Männer, denen wir diese schöne Arbeit zu danken haben, scheinen zu einer solchen Frage keine große Lust zu haben. Inwiefern, wie sich auch noch da, wir Franzosen, die wir unsere Kinder hingeben, und die wir bereit sind, alles hinzugeben. Ich weiß wohl, Herr Briand denkt an uns, wenn er unter dem gekrümmten Himmel auf dem Balkon des Palazzo Farneze den Strategen spielt. Eben hat er die Entscheidung gemacht, daß es nur eine Front geben dürfe. Da er aus wohl aus Rom die genaue Abgrenzung der italienischen Front mitbringt? ... Wenn Briands Worte mehr bedeuten als neapolitanische Serenadenmusik — wäre es dann nicht an der Zeit, daß er uns Italien im Kriege mit Deutschland zeigte? Ich weiß, wir haben (vor Briands Abreise) von Italien das Verbot der Einfuhr deutscher Gegenstände nach der Halbinsel verlangt. Aber daß wir, nach so viel Monaten, diese einfache Tatsache als einen Erfolg zu betrachten geneigt sind, das spricht Bände. Wir Franzosen importieren edelstammige deutsche Gegenstände, aber wir haben in Frankreichs Jugend dahingeknallt. Ist denn eine Front, an der nicht alle Verbündeten denselben Feind haben, eine einseitige Front? Danach hatten seine Freunde Gelegenheit, ihren Namen nachhaltigen Ausdruck zu geben. Sie jodelten Ferry zu, der die Regierung angriff, weil sie die Wehrmacht des Ausschusses für Seeres- und ähnliche Sachen Schwierigkeiten bereitet und mit der Heeresleitung unter Gallieni Ausschüsse verweigerte und Untersuchungen verzögerte. Aber Briand stellte die Vertrauensfrage, als Ferry die Bspuchung seiner Aufgabe verlangte, die die Regierung nicht zugeben wollte. Und weil die

Aus dem Leben eines Taugenichts.

Von Joseph v. Eichendorff.

15.

Am Tore bog ich sogleich rechts in die Straße ein und ging mit klopfendem Herzen eilig zwischen den stillen Häusern und Gärten fort. Aber wie erkannte ich, als ich da auf einmal auf dem Platze mit dem Springbrunnen herauskam, den ich heute am Tage gar nicht hatte finden können. Da stand das einsame Gartenhaus wieder im prächtigen Mondlichte, und auch die schöne Frau lag im Garten wieder daselbst italienische Lieb wie gestern abend. — Ich rannte voller Glückseligkeit erst an die kleine Tür, dann an die Haustüre und endlich mit aller Gewalt an das große Gartentor, aber es war alles verschlossen. Nun fiel mir erst ein, daß es noch nicht elf geschlagen hatte. Ich ärgerte mich über die lang-same Zeit, aber über das Gartentor kletterten, wie gestern, mochte ich wegen der guten Lebens-art nicht. Ich ging daher ein Weilechen auf dem einsamen Platze auf und ab und setzte mich endlich wieder auf den kleinen Brunnen voller Gedanken und stiller Erwartung hin.

Die Sterne funkelten am Himmel, auf dem Platze war alles leer und still, ich hörte voll Vergnügen dem Gesange der schönen Frau zu, der zwischen dem Rauschen des Bunnens aus dem Garten herüberklang. Da erblickte ich auf einmal eine weiße Gestalt, die von der andern Seite des Platzes herkam und gerade auf die kleine Gartentür zugeht. Ich blickte durch den Mondstimmer recht scharf hin — es war der wilde Maler in seinem weißen Mantel. Er zog schnell einen Schlüssel hervor, schloß auf, und ehe ich mich verfuhr, war er im Garten drin.

Nun hatte ich gegen den Maler schon am Anfang eine absonderliche Binde wegen seiner un-verständlichen Reden. Jetzt aber geriet ich ganz außer mir vor Jorn. Das liebliche Genie ist gewiß wieder brünnlich, dachte ich, den Schlüssel hat er von der Kammerjungfer und will nun die anständige Frau beschleichen, verraten, überfallen. — Und so schaute ich durch das kleine, offen ge-bliebene Pförtchen in den Garten hinein.

Als ich eintrat, war es ganz still und ein-sam darin. Die Pförtchen vom Gartenhause stand offen, ein milchweiser Lichtschein drang daraus hervor und spielte auf dem Grase und den Blü-men vor der Tür. Ich blickte von weitem herein. Da lag in einem prächtigen, grünen Ormache, das von einer weißen Lampe nur wenig erhellt war, die schöne gnädige Frau, mit der Gitarre

im Arme, auf einem seidenen Sammetbette, ohne in ihrer Umgebung an die Gefahren denken zu können.

Ich hatte aber nicht lange Zeit hinzusehen, denn ich bemerkte sogleich, daß die weiße Gestalt von der andern Seite ganz behutsam hinter den Sträuchern nach dem Gartenhause zugeht. Da-bei sang die gnädige Frau so süßlich aus dem Hause, daß es mir recht durch Mark und Bein ging. Ich besann mich daher nicht lange, brach einen tüchtigen Ast ab, rannte damit gerade auf den Weißmantel los und schrie aus vollem Halse „Mord!“ daß der ganze Garten erzitterte.

Der Maler, wie er mich so unversehrt daherkommen sah, nahm schnell Reißaus und schrie entsetzlich. Ich schrie noch besser, er lief nach dem Hause zu, ich ihm nach — und ich hatte ihn beinahe schon erwischt, da verwickelte ich mich mit den Fäden in den fatalen Blumenranken und stürzte auf einmal der Länge nach vor der Haustür hin.

„Also bist du es, Narr!“ hö-! ich da über mich ausruhen, „hast du mich doch fast zum Tode er-schreckt.“ — Ich raffte mich geschwind wieder auf, und wie ich mir den Sand und die Erde aus den Augen wusch, sah die Kammerjungfer vor mir, die soeben bei dem letzten Sprunge den weißen Mantel von der Schulter verloren hatte. „Aber“, sagte ich ganz verblüfft, „war denn der Maler nicht hier?“ — „Ja, natürlich“, entgegnete sie schnippisch, „sein Mantel warhans, den er mir, als ich ihm vorhin im Tore begegnete, um-gehängt hat, weil mich for.“ — Ueber dem Ge-plauder war nun auch die gnädige Frau von ihrem Sofa aufgesprungen und kam zu uns an die Tür. Wie klopfte das Herz zum Herpringen. Aber wie erschrak ich, als ich recht hinsah und ankam, der schönen gnädigen Frau auf einmal eine ganz fremde Person erblickte!

Es war eine etwas große, körperliche, mäch-tige Dame mit einer stolzen Ablesung und hoch-gewölbten schwarzen Augenbrauen, so recht zum Erschrecken lagend. Sie sah mich mit ihren großen funkelnden Augen so majestätisch an, daß ich mich vor Ehrfurcht gar nicht zu lassen wußte. Ich war ganz verwirrt, ich machte in einem fort Komplimente und wollte ihr zuletzt gar die Hand küssen. Aber sie rief mich Hand schnell weg und sprach dann auf italienisch zu der Kammerjungfer, wovon ich nichts verstand.

Unterdes aber war von dem vorigen Geschei die ganze Nachbarschaft lebendig geworden. Hundebellen, Kinder schreien, zwischen durch hörte man einige Männerstimmen, die immer näher und

näher auf dem Garten zukamen. Da blickte mich die Dame noch einmal an, als wenn sie mich mit feurigen Augen durchbohren wollte, wandte sich dann rasch nach dem Zimmer zurück, während sie dabei noch und gegungen aufschrie, und warf mir die Tür vor der Nase zu. Die Kammerjungfer aber erschrak mich ohne weiteres beim Hinhören und geriet mich nach der Garten-platz.

„Da hast du wieder einmal recht dummes Zeug gemacht“, sagte sie unterwegs voller Bos-heit zu mir. Ich wurde auch schon giftig. „Nun, zum Teufel!“ sagte ich, „hast du mich denn nicht selbst hierher bestellt?“ — „Das ist ja eben“, rief die Kammerjungfer, „meine Gräfin meinte es so gut mit dir, wirft dir erst Blumen aus dem Fenster zu, singt Arien — und das ist aus ihr Lohn! Aber mit dir ist nun einmal nichts anzufangen; du trittst dein Glück selbst mit Füßen.“ — „Aber“, erwiderte ich, „ich meinte die Gräfin aus Deutschland, die schöne gnädige Frau.“ — „Ach“, unterbrach sie mich, „die ist ja lange schon wieder in Deutschland, mit samt deiner tollen Amour. Und da laß du nur auch wieder hin! Sie schmachtet obnecht nach dir, da könnt ihr zusammen die Geige spielen und in den Mond gucken, aber daß du mir nicht wieder unter die Augen kommst!“

Nun aber entstand ein entsetzlicher Rumor und Spitzel hinter uns. Aus dem andern Garten hinter dem Hause mit Reißpfeilen hastig über den Zaun, andere kletterten und durchkletterten schon die Gänge, desperat Gefächter mit Schlafmützen guckten im Mondlichte bald da, bald dort über die Gänge, es war, als wenn der Teufel auf einmal aus allen Ecken und Sträuchern Gänge deckte. — Die Kammerjungfer fackelte nicht lange. „Dort, dort läuft der Dieb!“ schrie sie dem Leuten zu, indem sie dabei auf die andere Seite des Gartens zeigte. Dann kloß sie mich schnell aus dem Garten und klappte das Pförtchen hinter mich zu.

Da stand ich nun unter Gottes freiem Him-mel wieder auf dem stillen Platze mitterseelen allein, wie ich gestern angekommen war. Die Wästerkluft, die mir vorhin im Mondlichte so lustig stimmte, als wenn Englein darin auf und nieder flogen, rauschte noch fort wie damals, mir aber war unterdes alle Lust und Freude in den Brunnen gefallen. — Ich nahm mir nun fest vor, dem falschen Italien mit seinen verächt-lichen Malern, Pomeranzen und Kammerjungfern auf ewig den Rücken zu kehren, und wanderte noch zur selben Stunde zum Tore hinaus. F. I.

Ernst von Wildenbruch und der nationale Gedanke.

Auf den Vortrag von Herrn Dr. Berweg folgte Mitte Februar in Koblenz ein Vortrag von Herrn Prof. Dr. Eymann über „Ernst von Wildenbruch und der nationale Gedanke.“ Eymann verhandelte es, wie immer, seine Zuhörer durch seine Vortragstheorie anzuregen. Ueber Wildenbruch zu sprechen, das war er, der sich in den letzten Jahren mit der Herausgabe der Werke dieses deutschen Mannes beschäftigt, der Berweg, und so wurde uns denn auch manches Aufschlußreiche aus Wildenbruchs Leben, namentlich aus seinen Briefen oder aus anderen ähn-lichen Aufzeichnungen mitgeteilt. — Für Wilden-bruch war das Nationale Religion, und wir empfinden das gerade jetzt, wo er nicht tot, nein, erst recht lebendig ist. Er schloß in sich, wie er selbst sagt, alle elementaren deutschen Eigenheiten, und eine ausgesprochene geistige Individualität wie er konnte nur auf nationalem Boden ge-geben. Er ermahnt zu ewiger Kriegsbereitschaft der Herzen in „Deutschland und die Welt“ (1870), und bei Bismarcks Tod weiß er zu gut, daß Bismarck nicht tot ist, so wenig wie er selbst heute. Zweite Kriegsbereitschaft in dem Buche „Deutsches Reich“ (1909)! Damals klagte rings um uns broden die Gefahr auf. Die Wilden-bruchs Ästhetik, so fand auch alle seine Dramen Spiegelbilder von Dingen, die er erlebte und die sein ungestümm künstlerischer Drang uns zum Erlebnis zu gestalten veranlaßte. Sein Mahnwort „Deutschland sei wach“ ist uns aus seinen hochpolitischen Schauspielen entgegen, trat uns entgegen aus den Stücken, die aus einer anderen geschichtlichen Periode ihren Stoff entlehnen, so aus dem „König Laurin“ (1902), der in der Völkerverwanderung spielt und die Schicksale der Goten in Italien gegen die byzantinische Fanzie des Zwerghüchls mit grellen Farben malt. Die Menschen der Vergangenheit sind Symbole für die der Gegenwart und Zukunft. Das ist das Wesentliche, und deshalb gewinnt auch das letzte Drama „Der deutsche König“ seine hohe Bedeutung. König Heinrich I., der Sachse, ist ein Abbild der Generation um und nach 1870. Er befreit die Ungarn, die aus Asien in Deutschland einfallen, aber was bedeutet dies für Wildenbruch anders als ein russischer Einfall! Der Geist unserer Tage lebt in diesem deutschen König, und Eymann hat es betont, daß das Stück gerade jetzt auf allen deutschen Bühnen eine Glücke hätte finden sollen. Hätte finden sollen, deutsches Theater!

Wahrscheinlich nicht wahr, wer Briand und seine Helfershelfer hätte erkennen können, künftigen sie wider ihre eigene Überzeugung den Antrag nieder. Briand und sein Anhang hat sich wieder einmal behauptet. Und Clemenceau, der seine Zeit herankommen sieht, wartet; die Frucht seiner Aus-
sicht fällt ihm, wie er in der größten Gemütsruhe voraussetzt, doch zu. Zwischen hat er als Vor-
sitzer des augenblicklich in Paris tagenden
französisch-englischen Parliamentsausschusses wieder
einmal in alle Welt hinausgerufen: die Verbündeten
hätten den Krieg nicht gewollt. Aber jetzt, jetzt
er dann mit der Tapferkeit des Hinterfront-
marschalls hinzu, wollen wir ihn, wollen
ihn durchaus und so lange, als es notwendig
sein wird, damit ein vollständiger Sieg uns und
unseren edelmütigen Verbündeten die Ströme von
Blut bespüle, wie sie noch kein Land in der Ge-
schichte getrunken hat. Die Kölnische Zeitung
unterzieht sich der Mühe, nachzuweisen, wie ge-
rade der edle Herr Clemenceau schon vor Jahren
sich bemüht hat, diesen Krieg herbeizuführen in
dem Augenblick, wo Frankreich in der Lage war,
ihn nach seiner Meinung mit Hilfe seiner Ver-
bündeten und Freunde siegreich gegen Deutschland
führen zu können. Sie hält ihm seine eigenen
Aussführungen aus dem Jahre 1903 und 1904
unter die Augen, in denen er seinen Landsleuten
diese Möglichkeit klar zu machen suchte. Damals
war Frankreich schon mit Russland eng „alliiert“;
fehlte nur noch England, das er zu gewinnen
trachtete. Wie es ihm gelang, sich mit seinem
dicken Freunde Edward zu verständigen, wissen
wir alle. Weiß alle Welt. Clemenceau vertraut
aber auf die Gedächtniskraft seiner Zeitgenossen,
besonders unter seinen engeren Landsleuten, und
schmeißt sich mit der Hoffnung, nicht als Retter
Frankreichs und der ganzen zivilisierten Welt
gepriesen zu werden. Seine Hoffnungen könnten
ihn aber diesmal täuschen. — Briands Amts-
und Kampfschiff an der Themse, der wort-
gewandte Advokat Aqulith, beruhigte unterdessen
die vielen Cyprien, die sich am Riege be-
reichten, und die Vertreter des englischen Volkes,
die noch immer nicht wissen, wofür eigentlich
gekämpft wird, und außerdem auch noch die
übrigen Verbündeten, die unter dem Riege
Englands so unglücklich zu leiden haben, mit seinen
alten, abgegrunzten Lebensräten von Englands
Kampf für das Recht, die Freiheit und der Selbst-
ständigkeit der kleinen Völker, der edlen Belgier,
der heldenmütigen Serben und Montenegro, der
Polen und aller anderen Völker, die nicht
unter Englands Herrschaft geraten sind. England
wird weiter kämpfen bis zum Untergang Deutsch-
lands — Verzweiflung, nein: bis zur vollständigen
Zerstückelung des „preussischen Militarismus“
(den nebenher bemerkt, England früher so weid-
lich für sich auszusprechen verstand).

Ähnlich klang es in der russischen Duma,
wo das alte Weib Saffanow seinen Schwag-
er hielt. Eigentlich ist es auffallend, daß er nicht
mit Gerechtigkeit verhandelt. Er steht noch immer
an dem Platze wie der Greis, der sich nicht zu
helfen weiß. Wahrscheinlich als Vertrauensmann
Englands, das er in allen Tonarten pries, die
ihm noch zu Gebote stehen. Seine Rede lieft
sich wie eine Anklage gegen die Staatsmänner
Russlands, die, verjungen, sich vor der öffentlichen
Meinung des eigenen Landes zu rechtfertigen.
Denn man fängt dort an, einzusehen, daß das
Boll getauscht worden ist, daß man es falsch
unterrichtete durch eine unsichere Diplomatie, die
die Stunde der Verwirklichung der langgehegten
Raubpläne gekommen glaubte. Die Mittel-
mächte haben nie daran gedacht, irgendeins der
feindlichen Völker zu vernichten. Sie fordern
für sich das Recht, sich in Freiheit in ihrem
Land zu entwickeln, und führen nicht an dem
legitimen Rechte anderer Nationen. Ihr Ge-
haltungsritzel fordert nur, daß sie dem unerbit-
lichen Egoismus und dem raubgierigen Appetit,
den kennzeichnen jenen des Russentums, das

nicht immer die Sympathie seiner jetzigen Ver-
bündeten gehabt hat, ein Ende zu machen. Dieses
Russentum muß ein- für allemal zur Mach-
losigkeit gezwungen werden. Wenn es anders
wäre, wären alle Opfer der Verbündeten ver-
gebens. Saffanow sagte das wörtlich, setzte nur
für Russland Preußen. Aufschmend entnahm er
seine Worte demjenigen Anklageschreiben gegen
Russland. Eigene Gedanken kommen ihm nicht.
Zum Schluß versicherte auch er, Russland denke
an keinen Sonderfrieden. Genau wie Aqulith
im englischen Parlament. Briand und Salandra
werden sich heilen, der gleichen Weisung aus
London bei nächster Gelegenheit nachzukommen.
Das einzige Entscheidende, was Saffanow der Duma
mitzuteilen hatte, war die Eroberung Erzerums,
über die wohl auch die Akten noch nicht ge-
schlossen sind. Sonst hätte er noch allerlei Je-
remiaden über die angebliche Bedrückung der Be-
völkerung in den von den Mittelmächten besetzten
Gebieten. Nun nimmt alles in allem: Saffanow
ist, wie gesagt, ein altes Weib, wie geschaffen,
den Mittelmächten noch manche vergebliche Strei-
chen zu bereiten. Und der Zar ist ein guter
Mann, der vorläufig nicht weiß, wem er eigent-
lich Freude machen soll.

Der augenblicklich wieder tagenden Duma
„begnadete“ auch der Zar mit seinem Besuch.
Die Vertreter des Volkes erhoben sich pflicht-
schuldig von ihren Sitzen, schrien Hurrah, jän-
ken in die Knie und sangen die Zarenhymne.
Der Zar trug sich in das Damaskus der Ehren-
garde ein. Der arme Schelm. Wer mag
ihn wohl dazu überredet haben? Sein neuer
Ministerpräsident, der es mit der Duma noch
einmal versuchen will?

Ministerräten und Volksvertreterbeschlüsse
gewinnen oder keine Schlachten. In dieser ent-
fernten und eifrigen Zeit schafften nur Geschäfte Tai-
schen, vor der Brand, Aqulith, Saffanow und
alle übrigen sich werden beugen müssen, auch
wider Willen. Selbst des Zaren Jammergefäß
vermag daran nicht zu rütteln.

Im Westen kracht es; der Donner der
Geschütze widerhallt weit über die Schweizer

Grenze. Die Deutschen „verbessern“ ihre Stellung.
Sie haben ihre Linien vorgeschoben, „nur“ drei
Kilometer und „nur“ in einer Breite von zehn
Kilometern, im ganzen also „nur“ dreißig Kilo-
meter — näher an Verdun heran. Eine ganze
Anzahl besetzter Dörfer wurde besetzt. Viel
Kriegsmaterial, das noch gar nicht zu übersehen
ist, fiel dabei in ihre Hände; nebenbei auch einige
zehntausend Mann.

Die Ursache in Frankreich, die Regierung
und Herleitung in den ersten Tagen zu ver-
bergen und zu beschwichtigen suchte, wächst;
pflanzte sich schon über den Kanal nach England
fort. Die „Temps“ hatte kurz vorher noch ge-
schrieben, zu der schon so oft angekündigten
„Großen Offensive“ der Franzosen und Engländer
sei es noch zu früh — vermutlich, weil ihre Vor-
bereitungen wieder einmal noch nicht beendet
waren. Sollten die Deutschen ihnen jetzt zuvor-
kommen? Die feindliche Herleitung sucht die
Erfolge der Deutschen natürlich zu verkleinern
und zählt in den ersten Tagen die Deutschen
auf, die von den Deutschen noch nicht besetzt
waren — wo der deutsche Angriff angeblich zum
Stehen gebracht worden sei. Das Vergnügen
währte aber nicht lange. Die Franzosen haben
nunmehr auch diese Orte verlassen müssen und
die Deutschen haben sich darin fest gesetzt. Die
„feindlichen“ Stellungungen bis an den Douvromont-
Rücken wurde gestärkt, heißt es im deutschen
Tagesbericht. Wieder waren die blutigen Ver-
luste des Feindes außerordentlich schwer, die un-
seren blieben erträglich.

Inzwischen haben die deutschen Truppen
innerhalb des Festungsgebietes von Verdun seinen
Fuß gefestigt. Das Fort Douaumont, ist von
unserem Brandenburgerischen Infanterie-Reg. 24
siegreich gestürmt worden und ist in deutscher
Hand.

Die Geschütze reden eine andere Sprache,
wie die Briand, Aqulith, Saffanow und Ge-
nosien; sie schließen die Schlacht in die nächste Ligen-
mauer. Der vielversprechende „Sonderfrieden“ wird
vielleicht doch einmal ein „gefügter Artikel“.

„Wer Brotgetreide versättigt,
versündigt sich am Vaterlande!“

Gangolfshaus
Gangolfstr. zwischen Bahnhof u. Münster
Bier — Café — Wein
Vorzügliche Küche
Familien-Café I. Stock
Damen-Billard, Gesellschaftsräume.

Großer Saal des
Bonner Bürger-Vereins.
Sonntag, den 27. Februar, abends 8 Uhr:
Marcell Salzer-
Abend.
Neues Programm!
Zeitgemäßer Ernst und Humor.
Karten: Saal 1. Hälfte numeriert 2.75 M.,
Saal 2. Hälfte numeriert 1.65 M., Saal
nicht numeriert und Galerie 1.10 M.
in der Musikalien-Handlung Sulzbach,
Fürstenstraße 1, Fernruf 620 und ab
7 Uhr an der Abendkasse

Bekanntmachung über den Verkauf von Gegenständen des Wochenmarktes im Stadtbezirk Bonn.

Auf Grund des § 12 Abs. 1 der Bundesratsverordnung über die
Errichtung von Preisprüfungsstellen und die Preisverordnungen vom
25. September 1915 und 4. November 1915 wird mit Zustimmung des
Herrn Regierungspräsidenten zu Köln folgendes für den Stadtbezirk Bonn
bestimmt:

- § 1.
Gegenstände des Wochenmarktes, sofern sie stichbare Lebensmittel aller Art
umfassen, wie Fleisch, Butter, Eier, Gemüse usw., die von außen herbeig-
bracht werden, auch solche aus den Stadtteilen Dransdorf, Grau-Aden-
dorf, Endenich, Poppelsdorf, Kessenich und Dottendorf dürfen an Wochen-
tagen während der Markttage nur
a) auf dem Marktplatz vor dem Rathaus,
b) auf dem Römerplatz,
c) auf dem Mühlheimerplatz,
d) auf dem Stiftsplatz,
e) in der Riech-Allee
angeboten werden.

Der Verkauf dieser Gegenstände auf anderen Plätzen und Straßen,
auf und an den Bahnhöfen, ist nicht gestattet.

§ 2.
Zu widerhandlungen gegen diese Vorschrift werden, sofern nicht andere
Vorschriften schwerere Strafen androhen, gemäß § 19 der oben bezeichneten
Bundesratsverordnung mit Geldstrafe bis zu 150.— M. und im Unver-
mögensfalle mit Haft bis zu 4 Wochen bestraft.

§ 3.
Diese Verordnung tritt am 23. Februar 1916 in Kraft.
Bonn, den 21. Februar 1916.

Der Oberbürgermeister.
J. B. Piehl.

Städt. Fleisch- u. Schmalzverkauf

Im Ladenlokale Rathausgasse 27 findet statt:
An jedem Mittwoch und Samstag Vormittags von 9—12½ Uhr
Verkauf von geräuchertem Schweinefleisch.

An allen übrigen Wochentagen:
Vormittags von 9—12 Uhr und jeden
Nachmittag von 3—6 Uhr

Verkauf von ausländischem Schweineschmalz.
Es werden abgegeben an jeden Brotbuch-Inhaber wöchentlich nicht
mehr als:
1 Pfund geräuchertes Schweinefleisch oder für 1—4 Personen ½ Pfund
Schweineschmalz, für mehr als 4 Personen 1 Pfund Schweineschmalz.
Bonn, den 24. Februar 1916.

Der Oberbürgermeister.
J. B. v. Gargen.

Bauernschänke
12 Poststraße 12
Dortmunder Kölsch Münchener
Oldenbräu Direkt vom Fass Pschorrbräu.
Anerkannt gute Küche.
Ab 6 Uhr abends frische Seemuscheln.
Carl Th. Wirtz.

Der Vortragende hat dann zum Schluß das
letzte Gebot Wildenbruchs vor, das wie keins
so sehr bezeichnend für ihn ist, das Gebot, das
Wildenbruch dem deutschen Presseball sandte:
Tausen könne er nicht mehr, aber, wenn es nötig
sei, noch — kämpfen.

Interessieren mußten die Ausführungen über
Wildenbruchs Stellung zum Ausland. Eignung
verneinte Wildenbruchs Chauvinismus, und
man darf sich dieser Ansicht annehmen, weil
Wildenbruchs Jugend sich im internationalen
Freiden des Reimlebens bewegte. Aber wichtiger
ist seine Meinung über Frankreich. Er glaubte
an die Möglichkeit des gesellschaftlichen Zusammen-
lebens der Nationen, glaube an eine Verständig-
ung mit den Franzosen, hielt sie sogar für not-
wendig. England dagegen hat für ihn seit dem
Burenkrieg keinen Platz mehr in der Kultur der
Menschheit, und er schwebte gegen das Vater-
land unseres Schicksals glühende Worte des Hasses.
Wist aber die englische Soldat!

Die Zeitgenossen haben Wildenbruch ver-
kannt. In möchte nicht behaupten: mit großem
Unrecht, denn es scheint mir nicht ohnein ver-
ständlich, daß ein einseitiger literarischer Auswuchs
auf ein äußerlich Nationales, das Patriotische
hin mehr literarische Kunst sein kann. Ich glaube,
dabei haben wir nur eine fertig illustrierte gute
Geschichte, ein historisches Drama, in dem das
Historische vor und über dem Drama steht, und
wir wissen, es ist mit den historischen Dramen
eine heikle Sache. Auch die Modernen, die dem
Kampf und dem Heroismus ausweichen, können
an eine Schöpfung Wildenbruchs nicht recht
glauben, denn der künstlerische Individual-
geist kann sich dem großen allgemeinen Gesamt-
geist nicht unterordnen. Auch ein Weltkrieg ver-
mag eine persönliche subjektive Entwicklung nicht
zu hemmen. Lassen wir also der jungen Schule
nicht unsere Verdacht zu teil werden, andererseits
aber wollen wir Wildenbruchs Gesamtgeist durch-
aus schätzen, weil der Dichter dem guten Willen
zum großen deutschen Volk hatte, das er endlich

einmal wieder aufstellen und auf seine glorie-
reichen Vergangenheit hinweisen wollte. Wildenbruch
muß auf dem Spielplan der deutschen Bühnen
stehen, ganz abgesehen von künstlerischen oder
unabhängigen. Er ist Volksdichter, kein
Stephen George. Und deshalb ist es auch ganz
eindeutig, wenn Wildenbruch einen Vergleich mit
Rieks „Prinz von Homburg“, in dem jeder
Recht hat, nicht ausschließt. Aber Rieks ist ja auch
Romaniker, ein echter. Deshalb schätzen wir bei
ihm mehr als nur das Nationale, da dieses eigent-
lich erst zuletzt. Doch Rieks erscheint ebensowenig
wie Wildenbruch auf den Bühnen. Das deutsche
Theater!

Eignungs Vortrag war übrigens gerechter-
weise auf das jubelnde Publikum zugeschnitten.
Einem ausgeprochen literarischen Reiz konnte
er höchstens eine Anregung oder Unterhaltung
sein. Die, wie es hier bei derartigen Veranstal-
tungen immer der Fall ist, recht pädagogisch er-
schienem Zuschauer dankten dem Redner herzlich.
Dr. W. Josef Becker.

Kölner Theater.

S. Das „Deutsche Theater“ bot am vergange-
nen Mittwoch eine Uraufführung. Das rheinische
Bauerndrama „Um die Scholle“ von A.
Wenz wurde vor gut besuchtem Hause aus der
Tasche gehoben. Richard Wenz ist in der Lite-
ratur kein Unbekannter mehr. Seit Jahren
schätzt ihn die deutsche Leserschaft als geistreichen
und feinsinnigen Herausgeber der Märken- und
des Verlags Hesse u. Becker, ferner wurde er
vor allem durch seinen Mosekoman „Tante
Regina“ sowie durch sein neuestes Werk „Dichter
im deutschen Schulhaus“, das wir unlängst an
dieser Stelle besprochen wieder in weiteren Kreisen
gelesen. Es war deshalb besonders interessant,
ihn nun auch von der Bühne als Dramatiker
wirken zu sehen. Das Drama behandelt ein bei
Wenz in seinen Romanen immer wiederkehrendes

Motiv, daß die Menschen an die Scholle gekettet
sind, der sie entstammen. Hier tritt es uns in
der Variation auf, daß der alte Eulenhöfer, der
eigentliche Träger des dramatischen Konfliktes,
seine Scholle mit aller Gewalt seinem Namen
erhalten will. Dessen Prinzip opfert er
alles, das Glück seines Kindes nicht ausgenom-
men. Das wäre an sich Motiv für ein Drama
genug, für ein Drama im naturalistischen Sinne.
Aber Wenz geht weiter. Er kann sich in der
Führung der tragischen Steigerung nicht genug
tun. Nicht, daß der alte Eulenhöfer durch die
Schuld des gegenwärtigen Geschlechts zu Boden
geworfen wird, nein, er trägt aus der Vergangen-
heit eine Last mit sich, die endlich die Triebfeder
zur Katastrophe wird. Er hat einen unehelichen
Sohn von dessen starker Jugend an auf seinen
Hof genommen, dem er aber die Wahrheit der
Herkunft verheimlicht hat. Darum hielt er ihn
wie einen Knecht, darum mußte er mit Schan-
den erfahren, daß sich seine Tochter Elise zu
Jakob verliebt hatte, darum sollte die Tochter
sobald wie möglich einen anderen Mann heiraten.
Aber der sollte Bauer sein wie der Eulenhöfer
es war, Bauer und kein Maschinenhändler für
Ackerbau, wie der Hüller war. Er will sie des-
halb dem Pächter Köfer zur Frau geben, den
Elise nicht mag aus innerer Abneigung. Bei
einem Streit zwischen Eulenhöfer, Hüller und
Köfer, bricht der Alte dem Köfer die Fingergel-
de in die Hand, und Hüller wird zum Opfer des
Streites. Nun plagt die Täter das Gewissen.
Der Alte aber, der es nicht verwinden konnte,
daß der Eulenhöfer mit Schmach beladen wurde,
verflucht sich mit Köfer dahin, daß dieser alle
Strafen auf sich nimmt. Es gibt sich dadurch
in dessen Gewalt und muß ihm endlich das Ver-
sprechen geben, ihn gleich dem Jakob geistlich
auf dem Hof zu lassen. Als der Eulenhöfer bald
daran steht, erkennt er seine Tochter alles,
was geschehen ist, und sie muß ihm schweigen,
sich mit Köfer, der ja doch ihren Verlobten er-
schlagen hat, auf einen Fuß zu stellen und ihn

zu heiraten. So ist denn im dritten Akt Elise
die Trägerin der tragischen Schuld. Dem Wider-
streit zwischen Verprechen und der Abneigung
kann sie nicht entkommen, und ihr einziger Aus-
weg ist der Selbstmord. Erst durch das Testa-
ment der toten Elise erhält Jakob, daß sie
Bauer und Schweiher waren. Er aber wird
nun unumschänkter Herr der Scholle und Eulen-
höfer sein. Dies ist eine nahezu erdrückende
Fülle von Ereignissen, die nicht in allen Punkten
handlungsdarstellend. Sie erbreiten notwendiger-
weise den Dialog manchmal etwas sehr. Aber dafür
entschädigt die ursprüngliche Kraft, die das ganz-
tätig durchzieht, wenigstens diese oft Dimensionen
annimmt, die erdrückend wirken. Es ist manch-
mal beinahe zuviel bedrückender Ernst vorhanden,
besonders im dritten Akt, in dem aber die sein
gezeichnete Figur des Ortsvorstehers wohlwollender
berührt als der Humor der Mache, der nicht in
die Stimmung hineinzuwachsen will. So steigt
denn der tragische Wille und hinterhältig beim
Publikum die beste Wirkung. Das Stück wurde
unter der Spielleitung von Dr. Oskar Kaiser
gegeben. Wenn auch nicht einheitlich in der
Darstellung, so kam doch eine befriedigende Auf-
führung zustande. Sehr gute Qualitäten zeigte
Hans Schädlich als Eulenhöfer ein. Emma
Schädlich gab die Elise zu unserer Zufriedenheit.
Wilhelm Busch ließ uns als Jakob anfanglich
tätig werden aber im Laufe des Abends gab mit
seiner Rolle und führte sie geistlich zum Schluß.
Reinhardt Richards gab den Hüller ohne beson-
dere Note, war aber in Sprache und Ausdruck
am Platze. Moritz selbst befriedigte uns weniger.
Sein Spiel schien uns nicht glaubhaft genug.
Die künstlerisch abgeschlossene Leistung bot zwei-
fellos Demetrius Schrag als Gemeindevorsteher.
Einige Nebenrollen waren weniger gut besetzt.
Das Haus war gut besetzt und spendete dem
Dichter reichen Beifall.